

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 24 (1920)

Artikel: Dornach : Eindrücke und Kritik
Autor: Schibli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574822>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Dornach.

Eindrücke und Kritik. *)

Von Emil Schibli, Lengnau b. Biel.

Im September fand ich bei Bekannten auf dem Tische liegen einen Prospekt des „Vereins Goetheanismus“ und des „Bundes für anthroposophische Hochschularbeit“. Diesem Prospekt war beigelegt ein Programm für einen drei Wochen, vom 26. September bis 16. Oktober dauernden Hochschulkurs im Goetheanum zu Dornach. Ich las das Vorlesungsverzeichnis durch. Unter den Dozenten fand ich den Namen Albert Steffens, der zwei Stunden vortragen wollte über: „Die Krisis im Leben des Künstlers und die Geisteswissenschaft“. Außerdem fanden sich im Programm der dritten Woche, in welche auch Steffens Vortrag fiel, Themen wie: „Goethes Metamorphosenlehre und die Geisteswissenschaft“, „Pädagogische Praxis und Waldorfschule“, „Die Berechtigung der Mathematik in der Astronomie und ihre Grenzen“, „Die nordisch-germanische Mythologie als Entwicklungsgeschichte“, „Tolstois Lebensstufen“. Und so weiter. Die Sache interessierte mich, nicht in erster Linie Rudolf Steiners wegen, von dessen Werk ich nichts wußte, als daß er neuerdings sich auch mit der sozialen Frage beschäftigt. Viel stärker zog mich der Name Albert Steffen an und das Thema, das er sich zum Vortrage ausgewählt hatte. Ich beschloß, die letzte Woche des Kurses zu besuchen.

Auf einer Reise, die mich nach Zürich und von dort zu Freunden an den Vierwaldstättersee und weiter an den Thunersee führte, hörte ich mancherlei verworrene Dinge über den „Magier vom Berge“ und seinen Anhang. Man machte sich weidlich, besonders in Künstlerkreisen, über Steiner und seine Lehre lustig. Man erzählte mir konfuse Zeug von Geisterbeschwörungen, geheimnisvollen Schweigesitzungen, langen Haaren der Männer und kurzen der Frauen, von violett ausgeschlagenen Zimmern, die niemals von Sonnenlicht durchleuchtet würden, und was solcher Dinge mehr sind. Man machte sich über mich lustig und

lachte. Ich lachte mit, ließ mich aber nicht davon abhalten, Dornach meinen Besuch dennoch zu machen.

* * *

Ich hatte mich in Dornach angemeldet und die Auskunftstelle gebeten, mir für ein billiges Quartier zu sorgen. Man teilte mir mit, daß ich bei einem Mitglied in Basel unentgeltlich Unterkunft finden könne. Ich stellte mir vor, es handle sich hierbei um reiche Leute. Aber als ich in Basel ankam, waren meine Gastfreunde ein — Arbeiterhepär. Also gleich am Anfang eine angenehme Enttäuschung; denn es war mir gesagt worden, daß nur reiche Leute zu der anthroposophischen Gesellschaft gehören.

Am Abend fuhren Frau R. und ich (es war Sonntag, und Herr R., der beim städtischen Gas- und Wasserwerk arbeitet, hatte Dienst) nach Arlesheim hinaus. Von dort steigt man durch das Dorf hindurch allmählich in etwa einer Viertelstunde den Hügel hinauf, auf dem das Goetheanum steht. Das erste, als ich in den Bau eintrat, war, daß mich jemand am Kragen packte: „Haben Sie eine Karte?“ Frau R. legte sich ins Mittel, und ich konnte passieren. Wir betraten den großen Ruppelbau, der etwa tausend Zuhörer zu fassen vermag. Die ganze Innenarchitektur besteht aus Holz. Vierzehn mächtige Säulen mit geschnittenen Sockeln und Kapitälern tragen die phantastisch in hellen Farben gelb, rot, blau bemalte Ruppel, in deren Zentrum eine Art Sonne leuchtet. Diese unter einer milchig schimmernden großen Glocke leuchtenden elektrischen Lampen sind die einzigen Lichtspender der Aula, wenn man so sagen will. Sie brennen auch am Tage, weil die farbig radierten Fenster, wie Steiner die Technik nannte, zu wenig Licht einlassen. Das Publikum war ein sehr mannigfaltiges. Weit aus der größte Teil der Zuhörer bestand aus Deutschen, Anthroposophen, die trotz der mißlichen Valutaverhältnisse gekommen waren, ihren verehrten, vielleicht angebeteten Meister während einiger Wo-

*) Vgl. auch den Aufsatz „Soziale Zukunftsideen“ auf Seite 369 dieses Jahrgangs.

chen zu sehen und zu hören. Es waren viele junge Menschen da: Studenten, Künstler, Lehrer, Lebenssucher, und unter ihnen nicht wenige interessante Köpfe. Im ganzen machte die Versammlung jedoch durchaus keinen befremdenden Eindruck. Es waren wirklich Menschen, wie man sie anderswo auch sieht. Die, sagen wir ordnungsmäßige Haartracht z. B., von der man mir gesprochen hatte, bildete die Ausnahme, nicht die Regel. Nun bestieg Steiner das Rednerpult. Aus einiger Entfernung betrachtet, macht dieser Mann, der heute sechzig Jahre zählt, den Eindruck eines Dreißigjährigen. Er strömt die suggestive Kraft eines großen Schauspielers aus. Seine Rede wirkt überzeugend, die Stimme künstlerisch geschult. Steiner sprach über seine Dreigliederung des sozialen Organismus. Er betonte, wie es heute vor allem darauf ankomme, auch für die Anthroposophen, ja für sie ganz besonders, praktisch zu wirken. Es handle sich um ein Entweder-Oder, um die Rettung, den Aufbau oder den Zusammenbruch. Nicht billige Idealismen dürften jetzt gedacht werden, nicht utopistische Gedanken, sondern praktische. Seine Dreigliederung sei durchaus praktisch gedacht. Man müsse nur daran gehen, sie in Wirklichkeit umzusetzen, und zwar so rasch wie möglich, sonst sei es zu spät. Aus Fragen, die ihm über dieses Thema gestellt worden seien, merke er, wie unpraktisch auch in anthroposophischen Kreisen gedacht werde. Auf der einen Seite herrsche materialistisches, auf der andern abstraktes Denken vor. Das aber, was nötig sei, das Leben, werde nicht begriffen. Es sei ja auch nicht zu verwundern. Wir seien dem Leben durch die einseitige, Jahrhunderte alte westeuropäische Erziehung entfremdet worden.

Zum Problem Proletariat und seine Befreiung übergehend, bemerkt Steiner mit gesteigerter Stimme: Das Proletariat wird erst dann klar werden, wenn seine Führer weg sind. Erst dann wird man zu ihm sprechen können. Die Tätigkeit der sozialistischen Führer bedeutet eine Ueber-spießierung des Spießers. Damit ist uns aber nicht geholfen. Wir brauchen durchaus neue Menschen.

Man wolle sich nicht einlassen auf das, worauf es ankommt. Der Menscheng Geist solle initiativ wirken, nicht mechanisiert werden. Alles materielle Interesse werde heute auf das Geld reduziert. Das Geld, lediglich als Tauschmittel gedacht, sei zur Ware geworden. Es werde verkauft. Das staatlich sanktionierte Geld sei das große Uebel, das unser Wirtschaftsleben konfus mache. Als einziges Mittel zur Gesundung betrachtet Steiner seine von ihm ausgedachten Assoziationen, d. h. Arbeitervereinigungen, die hinarbeiten auf das Ziel eines bestimmten Warenpreises. Jede Ware, sagt Steiner, sollte einen eindeutigen zu einer andern Ware proportionellen Wert haben, und dieser Wert müsse hervorgehen aus dem Zusammenarbeiten der verschiedenen Assoziationen.

Dies, skizzenhaft umrissen, war ungefähr der Inhalt seines Vortrages. Ich hatte den Eindruck, daß wesentlich Neues damit nicht gesagt sei. Wie mir scheint, bedeutet die Arbeit der Konsumvereine bereits einen praktischen Versuch dessen, was Steiner meint. Im Endziel müßten sich beide Ideen vereinigen.

* * *

Es geht hier nicht an, einen ausführlichen Bericht über die Woche zu geben; den Inhalt der einzelnen Vorträge in der Weise zu skizzieren, wie es eben geschah. Fast alle Redner sagten Vortreffliches, mitunter freilich auch Schlechtes und sehr Schlechtes. Alle rückten der alten (für sie alten und zum Sterben reifen) Wissenschaft scharf auf den Leib, fochten hitzig mit ihr und suchten ihr von allen Seiten her Stöße und Hiebe zu versetzen, die ihr das Lebenslicht ausblasen sollen. Man schrie ihr ins Gesicht, daß sie es sei, die an der Entseelung der heutigen Zeit die Hauptschuld trage; man zieh sie der Verknöcherung, des toten, seelenlosen Systems, der starren, unduldsamsten Dogmatik, der inneren Hilflosigkeit und des elendesten Phrasentums. Und es war zum Teil ein Genuß, zu sehen, oder, besser gesagt, zu hören, mit welcher Eleganz dieser Kampf geführt wurde. Zu gar manchem Worte nickte man beifällig und bewegte lächelnd seine Lippen: sehr

gut, sehr gut. Indessen tat ich dies vielmehr aus instinktivem Verstehen und Gefühl heraus, denn als Wissenschaftler. Mit den Geisteswissenschaften als solchen mögen sich Leute auseinandersetzen, die dazu ein größeres Recht haben als ich. Ich meine: Leute, denen die Anschuldigungen der Anthroposophen unangenehmer und vielleicht schmerzhafter sind als mir. Ich weiß zu wenig davon.

Das Unangenehme, ja Peinliche war das Ausklingen jedes Vortrages in eine Lobpreisung Steiners. Immer das gleiche Lied: Goethe ist groß; aber Steiner ist größer! In einem Geschichtsvortrag: Wilhelm von Humboldt konnte mit seinen Mitteln keine Wirksamkeit erreichen — Steiner erreicht sie. Und so weiter. Selbstverständlich ist Steiner auch der einzige, der wirklich imstande ist (wenn man ihm nämlich die Mittel dazu gibt), die soziale Frage zu lösen. Nur Steiner, nur die Geisteswissenschaften können helfen, können erlösen. Und dabei scheinen die Leute tatsächlich nicht zu merken, daß der Vorwurf, den sie mit vollem Recht der Wissenschaft, besonders der des letzten Jahrhunderts machen, nämlich der Vorwurf, verknöchert, erstarrt, dogmatisch zu sein, schon jetzt auf sie selbst zurückfällt. Außerdem scheinen die Geisteswissenschaftler von manchem Lebendigen, das wirklich und trotzdem noch da ist, nichts zu wissen. Ihrem Urteile nach befinden wir uns in einem Zustande grenzenloser Stagnation. Ich muß aber gestehen, daß vieles von dem, was ich in Dornach vom Rednerpulte herab als neue Weisheit verkünden hörte, mir durchaus nicht neu war, sondern selbstverständlich aus natürlichem Fühlen und Denken hervorging. Wenn es nicht so ist, wenn diese scheinbare Eier, mit der die Menschen hier diese Verkündungen in sich hineinsaugen, echt ist, wahr ist, wie um Gottes willen haben sie denn vorher gelebt? Sind wir wirklich so weit von aller Natur, allem Leben entfernt?

* * *

Ueber diese Gedanken sprach ich mit dem Dichter Albert Steffen. Er sah mich an mit seinen tiefen Augen, seinem geistvollen Kopfe, hörte mir zu und sagte mit leiser und schmerzlicher Stimme: „O ja,

es ist wirklich schlimm. Gehen Sie nach Deutschland, gehen Sie nach Oesterreich, Sie werden es sehen. Aber ich begreife Sie. Sie sind Dyrker, Sie sind innerlich reich, Sie haben den Zusammenhang mit dem Leben noch. Für Tausende ist es nicht so. Steffen, der mit seiner ganzen großen Seele das Werk Steiners in sich aufgenommen hat und für es lebt, ist, wie mir scheint, der Petrus, der Felsen, auf den Steiner, um im christushaften Bilde zu reden, seine Kirche bauen wird. Als ich, ein wenig vorwurfsvoll, den Einwand vorbrachte, daß die Mehrzahl dieser Menschen hier so gar nicht den Eindruck von neuen und, sagen wir einmal, besseren, gütigeren Geschöpfen machten, im Gegenteil, daß man sehr viel Eitelkeit und blasierte Ueberhebung aus manchen herausspüre, sah mich Steffen scharf an. Steiner könne nicht mehr tun als reden und Beispiel sein. Das Uebrige müsse hier wie überall jedem einzelnen überlassen werden. Außerdem könnte ich ebensowohl sagen: Beethoven hätte nicht komponieren sollen, damit keine Köchin ihn spiele. Der Vergleich verblüffte mich. Aber hinterher merkte ich dann, daß er hinkt.

* * *

Zwischen zwei und drei Uhr nachmittags besichtigte eine Gruppe unter der Aufsicht eines Führers das Innere des Baues. Man betrachtete die Malereien der kleinen Kuppel. Sie sind zur Hälfte von Steiner selbst ausgeführt; die andere Hälfte, eine Kopie der rechten, wurde von zwei anthroposophischen Malerinnen gemalt. Auch hier wieder staunt man und empfindet deutlich, daß schon ein volles Maß von Borniertheit nötig ist, Steiners Wesen und Werk die Genialität und was dazu gehört, eine ungeheure Willenskraft abzusprechen, selbst wenn dieses Werk nichts als einen Versuch bedeutet, selbst wenn dieses Werk eine ungewollte Irrlehre wäre. Der Führer betont, daß man in den Malereien keine Symbole sehen dürfe, sondern die unmittelbare Lebenskraft, die auch künstlerisch aus der Geisteswissenschaft hervorgehe, auf sich wirken lassen müsse. Merkwürdigerweise hält der Mann nun einen langen Vortrag: dies könnte das bedeuten, jenes

etwas anderes. Alle diese Erklärungen sind raffiniert kompliziert, verwirrend geschickt; aber sie erschöpfen sich eben doch in Symbolen. Jawohl. Was zum Teufel sind denn Symbole anderes als eben Sinnbilder für eine Idee? Und von dieser Idee haben Sie doch eine Stunde lang gesprochen, Herr Führer. Ich vermute übrigens, daß eben in dieser Kompliziertheit, in dieser hohen Anforderungen an Bildung und Intellekt stellenden Darstellung dasjenige liegt, was viele unbegriffen verehren, anstaunen, glauben. Und auch unter diesen Menschen ist viel Feigheit zu finden. Es fehlt der Mut zur freien Äußerung, und so kommt es, daß jedes Brett und jeder Nagel mit einer Art mystischen Schauers betrachtet wird. Mögen Steiner und seine nächsten Jünger immer wieder betonen: Es ist nichts Mystisches in unserem Werke; wir wollen das Reale, das Gesunde, das Leben — ich meinerseits glaube nicht an dieses gesunde Leben. Es ist mir zu tiefsinnig, zu wesenlos, zu (das muß freilich für Anthroposophen paradox klingen) abstrakt.

* * *

Es ist auch interessant zu hören, welche Vorstellungen das Volk aus der Umgebung des Goetheanums mit sich herumträgt. Ich hatte Gelegenheit, mit einem Tramschaffner darüber zu sprechen. Zorn spiegelte sich in seinen Zügen, als er redete. Er nannte den Kuppelbau ein Elefantenhaus, witterte in der anthroposophischen Gesellschaft Leute, die sich zum Zwecke des Auslebens schwülster Erotik zusammenfinden. Er sprach von unterirdischen und geheimen Gängen, und als ich den Kopf schüttelte und ihm alles dieses auszureden versuchte, blieb er hartnäckig. Ich könne das ja nicht wissen; aber er wisse es. Sein Vater, der selbst an dem Bau gearbeitet habe, wisse es ganz genau. Außerdem klagt er die Anthroposophen an, schuld zu sein, daß die Mietzinse für Wohnungen in der Gegend immer mehr in die Höhe getrieben würden, daß ein Einheimischer kaum noch Unterkunft finden könne und dergleichen. Obschon, fügte er hinzu, die Leute die Wohnungen kaputt machen, indem sie alle Tapeten gelb, blau oder rot überstreichen.

Solche Vorstellungen im Volke sind natürlich nicht dazu angetan, die Treibereien des Klerus gegen Steiner abzuschwächen. Sie geben einerseits trasses Zeugnis für die Gedankenlosigkeit des breiten Publikums, anderseits ist ein gewisses Maß, selber schuld an diesen Vorstellungen zu sein, den Anthroposophen nicht abzunehmen. Es spukt wirklich viel Sektenmäßiges in ihren Reihen; Steiner hat dies selbst zugegeben und dagegen donnernd gewettert. Ich, ein Nicht-Anthroposoph, danke ihm dafür. Aber er muß noch häufiger wettern, er muß noch mehr frischen Wind in das Goetheanum hineinblasen lassen, als es jetzt geschieht. Vor allem, scheint mir, müßte mit dem exklusiv Zirkelhafte aufgeräumt werden. Man gebe doch jedermann Gelegenheit, sich selbst zu überzeugen; man nehme dem Goetheanum das Mystikum, das nicht in ihm ist, und es werden viele Vorurteile von selbst in sich zusammenfallen. Es scheint mir wichtig, daß dies geschieht; es scheint mir im Interesse unseres Volkes bedeutungsvoll, der Dummheit so wenig als möglich Boden zu geben.

* * *

„Diejenigen, welche das Unsichtbare sehen, werden das Unmögliche vollbringen“ — „Jeder mache mit sich selbst aus, was er tun will, und niemand vergesse, daß es nicht ohne Opfer geht.“

Diese Worte stammen nicht etwa von Rudolf Steiner, sondern von dem verstorbenen — Heilsarmeegeneral William Booth. Zwei Gedanken, scheint mir, die dem Wesen Steiners durchaus kongruent sind. Es wäre eine verlockende Aufgabe, diese beiden Männer miteinander zu vergleichen. Man würde manches finden, das sich im Sinn und Ziel deckt, nur in der Form anders ist. Beiden Männern ist gemeinsam die außergewöhnliche Willenskraft, beiden, ich glaube es sagen zu dürfen, die Liebe zur Menschheit; beide wollen einen Weg zur Freiheit weisen. Wird aber Steiners Arbeit in ihrer Auswirkung je die Früchte tragen, welche die Arbeit des großen Engländers trug und trägt?

Ich habe mich während der wenigen Tage, die ich in Dornach war, immer

wieder fragen müssen: Wie will und wie kann Steiner ins Volk wirken, in die breite Masse hinein? Ich weiß, daß er es durch seine Dreigliederung des sozialen Organismus zu tun versucht. Was dabei herauskommt, ist abzuwarten. Ich erhoffe nicht viel von ihr. Ich glaube nicht, daß Steiner die ungeheuren Widerstände wird beseitigen können. Es ist zu spät oder — zu früh. Es wurde mir auch unter den Anthroposophen wiederum klar: die Gesundung der Menschheit kann nur aus dem Volke selbst kommen. Steiner will einen Weg weisen; aber dieser Weg ist überaus schwer zu finden und noch schwerer zu gehen. Wer dem Volke helfen will, muß einfach sein. Doch Steiner und besonders die Leute um ihn herum sind nicht einfach, nicht gütig, nicht geneigt, bescheiden und selbstlos zu den Vielen herabzusteigen. Daß, wie Steffen mir gegenüber

betonte, eine Gräfin an der Kasse der Kantine sitzt, in der Anthroposophen ihre Mahlzeiten einnehmen, will in diesem Zusammenhange nichts besagen. Ich wüßte auch Gegenbeispiele.

Aber alle diese Einwände sollen keine Beurteilung sein. Ich habe ernsthafte Anregungen mit mir genommen. Ich bin in mannigfacher Weise aufgerüttelt worden. Das Leben ist zwar nicht als etwas Endgültiges an mich herangetreten, nicht eigentlich als neuer Ausdruck, sondern nur in neuem Gewand. Doch auch dafür bin ich dankbar. Und wer heute an der Welt verzweifeln will, wer keinen Boden mehr unter den Füßen hat, der lasse sich immerhin von der Kraft des seltsamen Mannes durchströmen. Nur sehe er zu, daß er sich nicht in mystischen Schwelgereien ganz verliere. Denn unserer Zeit tut wahrlich anderes not!

Hundeschicksal.

Skizze von P. Felix, Wädenswil.

In die langweilige Dede der staubigen Vorstadt weiß allein Herkules, die mutige Rauferdogge, Abwechslung und Leben zu bringen. Denn sie hat sich als Meister über alles Geschehen unter den Hunden behauptet. Knurrt nur ein Fremdling in der Nähe und macht sich vor irgendeiner Haustür was zu schaffen, Schwupps! setzt Herk über den Dornhag, und bis hinauf in mein hohes Dachfenster grollt seine mächtig volle Bruststimme.

Nur gestern noch, als ich im prallen Sonnenlicht Straß auf Straß ab nach Leben und Trost ausspähte, da sah ich einen fremden Mann heranziehen. Der führte an schleppender Kette einen trauernden Schafal hinter sich her. Mag sein, daß in bessern Tagen sein Fell rundum so voll und goldig gelb gewesen, doch im schäbig verkommenen Tier konnte heut kein Mensch mehr Dalmatiens listig ver Schlagenen Goldwolf erkennen. Aber der fremde Mann und das heimatlose Tier ziehen schlafend die lange Straße entlang.

Nur weit hinten seh ich die flanierende Dogge den steilen Trott mit hartem Ruck verhalten. Sie hat im Staub gar seltsam

fremde Fährte gekreuzt, und seltsam wilder, fremder Taumel ist ihr im schlummernden Doggenerinnern erwacht. Fliegend im Sturmloch kommt sie gerannt, und Schreck ob rasendem Knurren und rasender Anprall hat da den Zirkusmann in den Staub geworfen. Als er fluchend wieder aufsprang, da lag sein Schafal erwürgt in der Kette. Langsam nur trollt sich die Dogge in steilem Stetsschritt und kehrt sich nicht an des zeternden Fremdlings Peitschengeknalle. Ist schlank mit federleichtem Steilsprung hinter dem Dornhag vor ihrem Heim verschwunden.

Doch früh am Tag kam heut ein sonderlicher Mann die Straße gezogen. Wie ein Eichenstrunk schwer, und schaut mir so sicher und ruhig aus rehbraunen Augen und pustet gewaltig hinein in den Urwald graubraun gebeizter Bartsträhnen rings um Wangen und Kinn. Seine Faust ist umschlungen von ungefüg schweren Gliedern einer Hebezeugfette, die sich zierlich und leicht zum Begleiter hinüberraht, einem jungen Löwen, dem sie unter buschiger Mähne verschwindet.

Da trägt dem spiellustigen Löwen ein Lusthauch bekannte Witterung zu. Aus